
MEDIEN UND DISABILITY STUDIES

von BEATE OCHSNER, URSULA SCHIMMEL, ANNA GREBE und LARISSA BELLINA

Ingo Bosse, *Behinderung im Fernsehen. Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung*, Wiesbaden (Deutscher Universitäts-Verlag) 2006.

Christian Mürner, *Erfundene Behinderungen. Bibliothek behinderter Figuren*. Neu-Ulm (AG SPAK Bücher) 2010.

Ders., Volker Schönwiese, Das Bildnis eines behinderten Mannes. Kulturgeschichtliche Studie zu Behinderung und ihre Aktualität. Mit Beiträgen von Andreas Ziegler und Margot Rauch, in: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, Nr. 113, 1, 2005, 95–125.

Ders., Das Bild behinderter Menschen im medien- und kulturgeschichtlichen Wandel anhand von Beispielen aus Kunst und Literatur, in: *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, Nr. 73, 1, 2004, 101–115.

Ders., *Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung*. Weinheim/Basel/Berlin (Beltz Verlag) 2003.

Tobin Siebers, *Zerbrochene Schönheit. Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung*, übersetzt aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck, Bielefeld (transcript) 2009.

Gesa Ziemer, *Verletzbare Orte. Entwurf einer praktischen Ästhetik*, Berlin/Zürich (diaphanes) 2008.

Besteht in den seit den 80er Jahren nach amerikanischem und englischen Vorbild entstandenen, häufig historisch, soziologisch oder heilpädagogisch ausgerichteten deutschen Disability Studies auch weitestgehend Konsens über die Relevanz der Medien bzw. der Medialisierung, so

sind Anschlüsse an die Medien- oder Bildwissenschaft jedoch lediglich vereinzelt zu finden. Die folgenden Besprechungen verschiedener, in den Jahren 2003 bis 2010 publizierter Forschungen zur Wahrnehmung und Inszenierung von Behinderung aus den – in der gleichen Reihenfolge behandelten – Bereichen der Kommunikationswissenschaft, der Kulturgeschichte und -theorie sowie der Kunstwissenschaft und Ästhetik gehen primär der Frage nach, inwieweit die Frage des Bildes und mediale Produktion kulturellen Sehens analysiert bzw. welche Rolle den komplexen Systemen von Sehen und Nicht-Sehen, von Wahrnehmungsstrukturen und Blickkonstellationen sowie von Strategien der Un/Sichtbarmachung in Wechselwirkung mit dem jeweiligen Eigensinn der Medien zugesprochen wird.

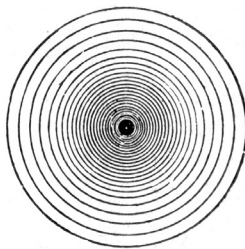
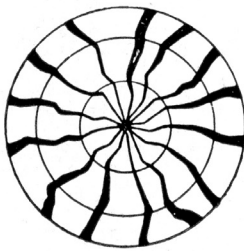
Normalsicht

Das Leitmedium Fernsehen bietet Identitätswürfe für Menschen mit Behinderung und prägt entscheidend deren öffentliches Bild. Auf dieser Grundlage entwickelte Ingo Bosse seine Studie, in deren Fokus Boulevardmagazine stehen und die sich wissenschaftlich zwischen Kommunikationswissenschaft und Rehabilitationswissenschaft ansiedelt. Wie in den Disability Studies wird Behinderung aus konstruktivistischer Sicht verstanden, d.h. die Fernsehproduzenten konstruieren durch ihre Beiträge erst das soziale Phänomen ›Behinderung‹. Für das analytische Instrumentarium und den theoretischen Hintergrund zu Massenmedien und Öffentlichkeit sind Kenntnisse aus der Kommunikationswissenschaft eingeflossen. Als Prüfgröße für seine Analyse wählte Bosse die gleichberechtigte Teilhabe und ging somit der Frage nach: Wird das Fernsehen seiner Integrationsfunktion gerecht? Gegenstand der em-

pirischen Untersuchung sind täglich ausgestrahlte Boulevardmagazine (*Brisant* von der ARD; *taff* vom Sender Pro7 und *Explosiv* von RTL), welche über einen Zeitraum von Juli 2001 bis Juli 2002 anhand von Codierbögen ausgewertet wurden. 175 Sendungen, die in 119 Beiträgen das Thema Behinderung bzw. chronische Krankheit fokussieren, wurden sowohl quantitativ als auch qualitativ in Bezug auf die Kategorien Themen, Sprache, Ästhetik, Gestaltung sowie Charakterisierung analysiert. So konnte die Studie z. B. nachweisen, dass Menschen mit Behinderung in 68% aller Sendungen präsent und somit die quantitativen Voraussetzungen zur Gleichstellung gegeben sind.¹ Dennoch erhalten die meisten Menschen mit Behinderung in den Berichten der Boulevardmagazine eine Sonderstellung,

Konstruktion im und als Bild

Die Arbeiten des Behindertenpädagogen und Publizisten Christian Mürner gehen der Frage nach, welche Rolle Medien zu verschiedenen historischen Zeiten für die gesellschaftliche Sichtweise von körperlich-ästhetischer Abweichung spielen bzw. wie mediale Diskurse über Behinderung ineinander übergehen und das Bild von Behinderung prägen. Die Stärken des Autors liegen dabei eindeutig in der Breite des untersuchten historischen Feldes; so bietet er sehr gute Einführungen in das soziokulturelle Setting einer Entwicklung der Visualisierung von Behinderung vom antiken Sparta bis zur modernen Ultraschalltechnik oder der Mitwirkung behinderter Models an den



die der Normalisierung zuwiderläuft. Die Inszenierung dieser Besonderheit hätte nun u. a. in der Analyse der gestalterischen Bildelemente aufgezeigt werden können, diese aber lieferte letztlich nur uneinheitliche Ergebnisse. So transportieren die Bilder der Untersuchung zufolge in mehr als der Hälfte der Beiträge schnell und eindeutig den Behindertenstatus, wie sich dieser jedoch auf Bild- und Tonebene artikuliert, bleibt – mit Ausnahme der Beobachtung, dass die Behinderung häufig durch Detailaufnahmen unterstrichen wird – weitestgehend ungeklärt. Letztlich – so ist zu folgern – dienen die untersuchten Bildbeispiele primär als Belegstellen für kommunikationswissenschaftliche Einsichten, die in erster Linie die Inhalte der Sendungen zum Gegenstand haben. Fragen nach Platzierung oder Dauer der Themen im Rahmen des Gesamtkonzeptes der Sendungen sind daher der ästhetischen oder gestalterischen Verfasstheit der Bilder übergeordnet. Der Eigenanspruch der Medien in Bezug auf die darzustellenden Inhalte sowie einige der medialen Spezifika (z. B. vorwiegende Normalsicht und Verortung der behinderten Person in der Bildmitte) wurden zuweilen angesprochen, nicht aber erörtert.

Modenschauen des Designers Alexander McQueen. Die medienanalytische Perspektive wird allerdings dadurch eingeschränkt, dass das heilpädagogische Interesse an der Verbesserung von Lebensumständen behinderter Menschen im Mittelpunkt steht. Theorien des Blicks oder des Sehens werden kaum als Erklärungs- oder Vertiefungsmöglichkeit herangezogen, wodurch Mürner zwar nah an seinen Bildbeispielen bleibt, er jedoch das für das Verstehen von Produktion und Visualisierung von Behinderung besonders wichtige Zusammenspiel mit einem bild- oder medienwissenschaftlichen Ansatz vernachlässigt.

Mürners Beiträge zur Kultur- und Mediengeschichte der Behinderung bewegen sich zwischen einer sozio-historischen Kulturwissenschaft bzw. klassischer Literaturwissenschaft auf der einen Seite, welche den unterschiedlichen Stellenwert von Medien von der Antike bis in die Gegenwart und ihre Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Verhältnissen in den Blick nimmt, und einem heilpädagogischen Anspruch auf der anderen Seite, der – charakteristisch für die Anfänge der deutschen Ausrichtung der Disability Studies – immer wieder auf eine langfristige Verbesserung der Situation behinderter Menschen zielt

und damit aus einem rein beschreibend-analytischen Rahmen heraustritt. Die bereits erwähnte Stärke Müners und damit zugleich eine Anregung für die Medienwissenschaften liegt in der Breite der behandelten Ausdrucksmittel und dem großen Zeitraum, den er sich für seine Untersuchung vornimmt: Während Flugblätter, Holzschnitte und Kupferstiche sowie erste medizinische Fachbücher Bilder von Behinderung oder Anormalität zeigen, die auf Schaulust und Neugier zielen, aber auch Schauern und Distanzierung hervorrufen, zeugen neuere Beispiele von einer Produktion des (behinderten) Körpers, die in ihrem normalisierenden Gestus («Es ist normal, behindert zu sein») zugleich von diesem Normbild abrückt und den Betrachter in einen Vergleich zwingt, welcher erst die Konstruktion hervorbringt. Spannend sind im Besonderen die sich im Lauf der Geschichte wiederholenden visuellen Reduktionen des behinderten Menschen auf seine sichtbare oder unsichtbare Anormalität, welche Münier in der Verknüpfung unterschiedlicher Darstellungen durch die Jahrhunderte unter einem übergeordneten Thema herausarbeitet und damit auf die Mechanismen von Massenmedien seit ihren Ursprüngen aufmerksam macht. Eine Theorie des Sehens von Behinderung, wie sie in den USA Rosemarie Garland-Thomson vorangetrieben hat, könnte der Anschluss an die zahlreichen Beispiele für Behinderung und Medialität sein, um auf dem schmalen Grat zwischen heilpädagogischer Sicht und medienwissenschaftlicher Methodik der Frage nach der sozio-medialen Konstruktion von Behinderung im und als Bild nachzugehen.

Das politische Unbewusste

Tobin Siebers' Studie *Zerbrochene Schönheit* begreift die Ästhetik von Behinderung oder die «disability aesthetics» (S. 8) als relevanten Faktor in der Kunst, als «eigentümliche Spielart des Schönen» (S. 10) in der Moderne. Dabei geht es weniger um eine Positivierung des Wertes Behinderung (S. 15); vielmehr – so die ambitionierte These des Autors – ist (moderne) Kunst letztlich nicht ohne Behinderung zu denken, erweist sich die Ästhetik von Behinderung als das Verdrängte des politischen Unbewussten (Jameson), das gleichermaßen «hysterisch» abgewehrt oder repräsentiert wird. Mehrfach weist Siebers darauf hin, dass es weniger um eine Nischenästhetik in Bezug auf die Darstellung des behinderten, menschlichen Körpers geht. Vielmehr muss sich – so seine Forderung – der Kampf um Bedeutung auf diskriminierende Körpersymbole in Resonanz mit anderen Körpern (im weitesten Sinne)

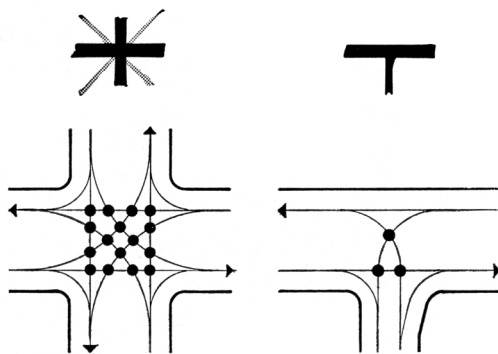
befassen (S. 31) und auf diese Weise den Zusammenhang von Ästhetik und Exklusion/Inklusion, von ästhetischer Repräsentation und politischer Gemeinschaft offenlegen: Im Kontext biopolitischer und -sozialer Theoriebildungen gerät «[d]er behinderte Körper» zum «moderne[n] Körper» (S. 61) einer Öffentlichkeit im Sinne Gabriel Tardes, die als soziales Gewebe durch (Massen-)Medien wie die Presse konstituiert wird.

Die Funktion von Behinderung sieht Siebers im Wesentlichen in der Arbeit an der (kollektiven) Imagination. Anhand unterschiedlicher Beispiele, die von der kontrovers diskutierten Ausstellung *Sensation* im Jahr 1999 und dem *Baby Doll House* in Detroit (Tyree Guyton) über die «kollektive[n] Verteidigungsmechanismen» (S. 14) der zeitgenössischen amerikanischen Städtebauweise, Le Corbusiers exkludierendem Proportionsschema Modulor, das das Zusammenspiel von politischem Unbewussten und Architekturtheorie offenlegt (S. 32), bis hin zur aktuellen Mediengesellschaft reichen, zeigt Siebers ein um das andere Mal auf, wie die generelle Ablehnung gegenüber den abweichenden Körpern zu einer kollektiven Repräsentation, mithin einem bestimmten Bild des Staatskörpers und damit zu einem wesentlichen Teil der amerikanischen *culture wars* (S. 14 ff) gerät. Gleichzeitig, so eine der Thesen, könnte der «Einschluss von Behinderung die Definition des politischen Unbewussten auf überraschende Weise verändern» (S. 18), die kollektive Repräsentationen und mithin – und dies nicht nur im architektonischen Sinne – Barrieren abbauen.

Die Betrachtung ästhetischer Werke unter dem Gesichtspunkt der Behinderung öffnet den Blick auf ein neues Forschungsgebiet, das bislang – so der Autor – aufgrund von Untersuchungen der konkreten Einflüsse auf die Darstellung oder Imagination von Behinderung vernachlässigt wurde. «Kunstwerke erzeugen, was sie scheinbar bloß abbilden oder darstellen» und insofern muss dem Anspruch des Medialen (S. 42) ebenso Rechnung getragen werden, wie der Behinderung als ästhetisches Moment der Kunst – als Wahrnehmung, als Form des Sehens und Gesehen-Werdens. Siebers verlangt, über die Grenzen der schönen Repräsentationen hinauszugehen und eine «nicht gefälligere Sicht der Behinderung» (S. 43) zu entwickeln, die den Status des Kunstwerks als «Barriere gegen das reine Faktum der Behinderung» prekär erscheinen lässt.

Wenn Alexander Kissler in seiner Rezension (*Süddeutsche Zeitung*, 11.08.2009) des Buches bemängelt, dass Siebers die kategoriale Differenz zwischen dem notgedrun-

gen und dem freiwillig versehrten Leib vernachlässige und letztlich den «Zentralbegriff der Schönheit» beibehalte, so mag er nicht ganz unrecht haben. Auch der Bildbegriff erscheint zuweilen wenig konturiert oder nur pauschal einem – leider ebenso wenig definierten – Textbegriff gegenübergestellt (S. 75). Gleichwohl erscheint die generelle Ausweitung der Fragestellung weg von einer spezifischen Behindertenästhetik im Sinne spezifischer Darstellungsweisen hin zu einer modernen, ästhetischen Theorie von Behinderung als Grundlage der Kunst schlechthin, bemerkenswert. Leider führt Siebers dies nicht konsequent zu Ende, sondern ordnet Behinderung letztlich einem Denken von Minderheiten, Abweichung und Differenzproduktion unter dem Druck gesellschaftlicher Macht- und Biopolitik unter: «Jede Behinderung [ist] technisch unsichtbar [...], bis sie unter dem Druck sozialer Konventionen sichtbar wird, was wiederum bedeutet, dass Behinderung häufig durch Gewaltakte und Vorurteile zur Erscheinung gebracht



wird.» (S. 84) Siebers Schlussfolgerung, dass die gesellschaftlichen Konventionen festlegen, was als Behinderung wahrgenommen wird, und mithin die Unterscheidung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit als Produkt sozialer Prozesse zu verstehen ist, erscheint im Kontext aktueller Forschungen zu Intersektionen oder Translationen im Rahmen von Biosozialität kaum geeignet,² um die interaktive Dynamik verschiedener, medialer wie auch sozialer Wissenspraktiken und -diskurse adäquat beschreiben zu können. Darüber hinaus fällt diese Position auch hinter die anfänglich geäußerten Thesen zur zentralen Rolle von Behinderung in der Wahrnehmung bzw. der Kunst zurück: «Kunst [kann] kaum mehr ohne den Schatten der Behinderung wahrgenommen werden [...]. Durch Darstellung der Behinderung, Krankheit und Verletzung wird heute

ästhetische Schönheit an sich verstanden. [...] Tatsächlich ist die Gleichung zwischen Kunst und Behinderung so stark, dass wir Schwierigkeiten haben, Kunstwerke der Vergangenheit nicht nach Maßgabe moderner Bilder von Behinderung zu sehen.» (S. 90)

Verletzbarkeit

«Nothing about us without us», so lautet der seit der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1960ern und im deutschen Disability-Diskurs seit den 1980er Jahren zentrale Leitsatz sozialpolitischer Zielrichtung. Analog dazu nimmt die Kulturtheoretikerin Gesa Ziemer in dem Band *Verletzbare Orte* die Beziehung zwischen Kunst und Philosophie in den Fokus und fragt, unter Einbezug der je spezifischen Materialität sowie der Unabgeschlossenheit menschlicher Wahrnehmung, nach Form(at)en der Reflexion mit statt über Kunst. Das von Ziemer beleuchtete Spannungsfeld zwischen einem grundlegend als offen konzipierten Möglichkeitsspektrum an Wahrnehmbarem und dessen körperlich-begrifflicher Bedeutungsbegrenzungen ist dem Begriff *aisthetós* bereits etymologisch zu eigen. Die in diesen Grenzsetzungen immanenten Exklusions-Inklusions-Mechanismen stellt Ziemer durch ihre Konzentration auf *verletzbare Relationen* (S. 11) zur Diskussion: «Verletzbar sind alle Körper.» (S. 15)

In fünf thematisch gegliederten Abschnitten macht die Autorin eingängig und detailliert anhand philosophischer Schriften, Performance- und Filmbeispielen durch eine über Monomedialität hinausgehende Auseinandersetzung im Sinne einer *praktischen Ästhetik* (S. 14) deutlich, wie *Verletzbarkeit* in verschiedenen Formaten zum Ausdruck kommt. In «verletzbare[n] Formate[n]» (S. 14) sieht Ziemer Alternativen zur kulturellen Praxis der Unsichtbarmachung der von der Norm abweichenden Körper, die dem Ideal vermeintlich unverletzbarer Körper nicht entsprechen. *Verletzbarkeit* ziele somit methodisch und inhaltlich auf eine Öffnung sprachlich und kulturell etablierter Dualismen wie «normal-abnormal, gesund-krank, schön-hässlich» (S. 103). Den Anspruch auf *Verletzbarkeit* im Sinn von methodischer Offenlegung von Komplexität setzt Ziemer durch die DVD-Beigabe des in Koproduktion mit Gitta Gsell 2005 zum Thema *verletzbare Körper* entstandenen Filmprojektes *augen blicke N um*. In der theatralen Tradition kollektiver Schaffensprozesse, die ebenfalls in den 1960er Jahren wurzeln, vereinen Ziemer und Gsell darin verschiedene Körperphysiken und -konzepte, deren Präsentationsweise zwischen Elementen des Theaterfilms,

Filmzitate und Interviewsequenzen sowie zwischen verschiedenen Filmgenres mit ihren unterschiedlichen Fiktionalisierungsgraden ebenso mannigfaltig oszilliert wie Film und wissenschaftliche Publikation in Bezug auf die Frage der Teilhabe an Wissensformationen. Das Projekt eröffnet somit ein Wahrnehmungsspektrum *verletzbarer Körper* in Relation zu *verletzbaren Formaten*, das exotisierenden Präsentations-Traditionen wie Freakshows, medizinisch und heilpädagogisch geprägter Pathologisierung sowie der zugehörigen Bildtradition einer Schaden- und Opfer-Symbolik ebenso wie der Heroisierung und damit erneuten Exklusion differenter Körper entgegen wirkt. Besonders aussagekräftig ist die in diesem Sinn von Ziemer sparsam verwendete Visualisierungsstrategie der Unbestimmtheit, die auch zum Titelbild der Publikation wurde: Distanziert von der Tradition filmischen Zeigens genügt dem Kamerablick in diesem Wisch-Effekt die Sichtbarmachung von Wechselwirkungen – zwischen Kamera, Körper, Dispositiv, Produktionsverlauf und dem Zusammenwirken der Elemente in der Materialität des Bildes. Dies spiegelt sich methodisch in Ziemers Einsatz der Medienkomponenten Buch und Film als gleichberechtigt sich ergänzende, nicht-illustrative Film-Text-Relation. Ästhetisch befragt Ziemer das Konzept der «Körper mit Behinderung» auf dessen Gültigkeit als «sichtbare» Manifestation in «Bilder[n] von Behinderungen» (S. 175). Begrifflich löst sie jedoch nicht vollständig jenen Dualismus, den das Konzept *verletzbarer Körper* zu hinterfragen aufbricht. So ist die Rede von «Menschen mit Behinderungen», was den durch Ziemer kritisierten Dualismus einer vermeintlichen Un/Verletzbarkeit trotz des Rekurses auf die Umwertung von Begriffen im Rahmen der Crip Culture zu festigen scheint (vgl. 161–171). Aus dieser ästhetisch-begrifflichen Inkongruenz ergibt sich jedoch ein spannendes Wechselspiel, das die exkludierende Funktionsweise derzeit politisch korrekter Begriffskörper offenzulegen vermag – als diskursiven Widerspruch noch immer defizitorientierter Behinderungsmodelle zum beson-

ders kulturwissenschaftlich, aber auch juristisch forcierten Anspruch auf die Inklusion aller Körper.

Die von Ziemer methodisch und inhaltlich im Knotenpunkt des «mit statt über» ausgearbeiteten Überlagerungen der Disability Studies und der Performance Studies, Philosophie und Medienästhetik sowie medialer Fragen der Visual Culture sind aufgrund ihrer interdisziplinären Ausrichtung besonders schätzenswert, da darin die medienpraktische Frage, wie Körper durch ihre mediale Darstellung «behindert»³ werden, als eine selbst zu befragende defizitorientierte Logik kenntlich gemacht wird und dabei zugleich formale und diskursive Alternativen vorgewiesen werden.

1 Jenseits dieser Studie hat Bosse herausgefunden, dass in den vergangenen zehn Jahren Behinderung auch in den Krimiserien *Tatort* und *Polizeiruf 110* vermehrt und sehr facettenreich dargestellt wurde. Vgl. Bosse, Der Unterschied als Aufmerksamkeitsgarant? Behinderung in den Krimiserien *Tatort* und *Polizeiruf 110*, in: VHN – Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nebengebiete, Heft 1, 80. Jg., München (Ernst Reinhardt Verlag) 2011, 29–44.

2 Zu denken ist hier u. a. an Paul Rabinow, Artificialität und Aufklärung. Von der Soziobiologie zur Biosozialität, in: Ders.: *Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2004, 129–152; Ian Hacking, Making Up People, in: *London Review of Books* 28/16, 2006, 23–26.; Jörg Niewöhner, Christoph Kehl, Stefan Beck (Hg.), *Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft*, Bielefeld (transcript)

2008; Thomas Lemke, Neue Vergemeinschaftungen? Entstehungskontexte, Rezeptionslinien und Entwicklungstendenzen des Begriffs der Biosozialität, in: Katharina Liebsch, Ulrike Manz (Hg.), *Leben mit den Lebenswissenschaften. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt?* Bielefeld (transcript) 2010, 21–43.

3 Dass dem Begriff «Behinderung» trotz vielfacher wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit «Behinderung» noch immer zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, hat Anne Waldschmidt als ein Charakteristikum des deutschen Disability Diskurses bemängelt. Vgl. Waldschmidt, Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung?, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, Nr. 113, Heft 1/05 Disability Studies, Gießen (Psychosozial-Verlag) 2005, 14 f. Siehe auch Leonard Cassuto, Disability Studies 2.0, in: *American Literary History*, 22 (1), 2010, 218–231, hier 218.

